



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Zur Geschichte der Infanterie.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

hatte. Seine Seele schützten einestheils eine gewisse Herbheit, andernteils eine unerschöpfliche gute Laune." J. C.

### Zur Geschichte der Infanterie.

Die nachfolgende Darstellung theilen wir aus W. Rüstow's Geschichte der Infanterie (Gotha, H. Scheube) mit, deren erster Band soeben erschienen ist, und die, auf gründliches Studium basirt, eine höchst werthvolle, Bereicherung der Militärliteratur zu werden verspricht. Wir behalten uns eine Besprechung des Werkes für die Zeit nach Vollendung desselben vor, und begnügen uns für jetzt mit einem Auszug aus dem, was der Verfasser über die Bewaffnung der Infanterie in der Periode sagt, wo diese Waffe sich in den Kämpfen der flandrischen Städte mit den französischen Königen und unter den Schweizern aus ihrem Verfall in der Zeit der Ritterheere wieder erhob, um die Hauptwaffe der neuern Culturvölker zu werden, wie sie die der alten gewesen war.

Wenn in dem Ritterheere — und selbst das Heer der aufblühenden Monarchie war vorherrschend ein Ritterheer, — das eigentliche Fußvolk durchaus zu keiner würdigen Stellung, zu Thätigkeit und Selbstachtung gelangen konnte, wenn wir hier die Spuren des Fußvolkes nur verfolgen konnten, indem wir der abgessenen Reiterei ihren Anspruch auf unsere Beachtung zugestanden, — wenn andererseits das Landvolk in dem größten Theile Europas seiner Masse nach unfrei und im Zustande der Sklaverei war, so daß es eine eigne Lebensthätigkeit gar nicht entfalten konnte, — so scheint es, daß nur von den Städten die Wiedererweckung des Fußvolkes ausgehen konnte. Wir wollen jetzt uns klar zu machen suchen, inwiefern dies möglich war.

Das erste Bedürfnis der Städte sei der Schutz des Gewerbes durch Ummauerung und die Organisation der Wehrmannschaft zur Vertheidigung der Mauern gewesen. Indessen das Gewerbe konnte nicht ohne den Handel bestehen, und wie eng dessen Kreise auch gesteckt werden mochten, immer führte er aus den Mauern hinaus. Dort lauerten aber Feinde in Menge. Mehr als sonstwo blühte namentlich in Deutschland das Raubritterthum, kein Handelsmann, kein Waarenzug konnte vor Wegelagerern sicher die Straßen ziehen. So mußten die Bürger der Städte auch mit ihren militärischen Maßregeln über den Stadtbann hinausgreifen, sie mußten herausbrechen, die nächsten Raubnester angreifen, stürmen und niederreißen. Dies war selbstverständlich der Beginn tödtlicher Feindschaft zwischen dem Bürgerthum und dem Junkerthum, eine Feindschaft, die so naturwüchsig ist, daß noch

in unserm Jahrhundert die Krautritter keinen herzlicheren Wunsch haben, als Vernichtung der großen Städte. Ritterbündnisse gegen die Städte lagen sehr nahe. Städtebündnisse zunächst gegen die Ritter ebenso nahe; da der Handel keine Grenzen als die der Erde kennt, stiegen die Städtebündnisse zu den weitumfassendsten Interessen hinauf, welche denkbar sind. In ihren Bündnissen wurden die Städte groß; wie schon früher die lombardischen, wuchsen seit dem Ende des 13. Jahrhunderts die niederländischen, rheinischen, schwäbischen und nordostdeutschen Städte in ihren Bündnissen heran.

An sich selbst hätten sie eine Kriegsmacht, die vorherrschend aus Fußvolk bestand, aufbringen müssen. Indessen mit der Macht kam der Reichthum, mit der Ausdehnung des Verkehrs die Nothwendigkeit entfernter und langdauernder Kriegsfahrten, mit dem erlangten Einfluß die Möglichkeit der Bündnisse auch mit Fürsten und Herren. Alles dies war der Heranbildung einer reinen Kriegsmacht von Fußvolk, welche auf sich selbst stehen wollte und konnte, nicht günstig. Die Bündnisse mit Fürsten und Herren brachten Reitermassen als Verbündete; die Nothwendigkeit weiter und ferner Heeresfahrten erweckte die Neigung, Söldner für äußere Kriege in Dienst zu nehmen; in einer Zeit, wo der Reiter vorherrschend allein für den Kriegsmann galt, bekam man auch vorherrschend nur berittene Söldner. In einer solchen Zeit mußte überall, wo die Reiterei, wenn auch nicht den größten, nur einen beträchtlichen Theil des Heeres ausmachte, dieselbe das Fußvolk in den Hintergrund drängen. Hierzu kam, daß die Städte, wenn auch ihre Bündnisse eine noch so weite Ausdehnung hatten, dennoch keine nationalen Staaten bildeten; sie waren einzeln genommen integrierende Theile anderer Staaten und in den Bündnissen waren Städte, die mit verschiedenen Staaten in mannigfaltigen politischen Beziehungen, zu ihnen in Abhängigkeitsverhältnissen standen. Mit der wachsenden Macht gelangten die Städte über ihren Bann hinaus zu Gebieten und zu diesen Gebieten stellten sie sich wie die Herren zu den Beherrschten, wie der einzelne Edelmann zu seinen Bauern, und ließen nicht selten ihr unterworfenen Landvolk von ritterlichen Söldnern bewachen und in Zaum halten. Ihr Reichthum erlaubte ihnen dies.

Wenn aber das Fußvolk wieder zu Ehren kommen sollte, so war es durchaus nothwendig, daß ein Heer, welches lediglich aus Fußvolk bestand, einem Heere, dessen Kern mindestens die Ritterschaft bildete, entgegentrat, daß dieses Fußvolk siegreich blieb und so den Beweis lieferte, auch der Fußkämpfer könne ein Krieger sein. Nur auf diese Weise konnte das Fußvolk aus dem Banne erlöst werden, in den es ein seit Jahrhunderten genährtes Vorurtheil gestürzt hatte, daß es nur gut sei, einen unnützen Troß zu bilden, nur auf diese Weise konnte es die alte Würde des griechischen oder römischen Fußvolkes sich zurückerkämpfen, von deren einstigem Bestehen die Ritterzeit kaum

noch eine Ahnung übrig gelassen. Es war, um es mit einem Worte zu sagen, ein förmliches Duell erforderlich zwischen dem Fußvolk und der Reiterei, in welchem das erstere siegreich blieb, wenn dieses von neuem Entwicklungsfähigkeit erhalten sollte. Weil es aber so stand, so ist es auch begreiflich, daß jedes Heer, welches sich die Hilfe von Reitermassen verschaffen konnte, sich diese wirklich verschaffte. Dadurch ward die Wahrscheinlichkeit, daß es zu einem solchen Duell einmal komme, ungemein vermindert.

Grundbedingung, daß es zu einem solchen komme, war, daß sich in irgend einer verlorenen Ecke Europas vorerst ein Fußvolk in kleinen Kämpfen bildete, in welcher eine Reiterei z. B. wegen der Beschaffenheit des Terrains und dem Mangel an Geld und anderen Reichthümern neben dem Fußvolk nicht wohl erwachsen konnte; daß dieses Fußvolk nicht bloß vereinzelt, durch Ritterheerbezirke getrennten Städten, sondern einer territorial abgeschlossenen nationalen Einheit angehörte, daß nun dieses Fußvolk, bereits erstarkt, auf die Bühne der Weltgeschichte trete, hier, vielleicht nur durch Glücksfälle begünstigt, sich dem Ritterheere überlegen erweise, die Aufmerksamkeit der Welt unwiderstehlich auf sich lenke und nun in fernern Kämpfen auch erfülle, was es versprochen.

Grade dies war der geschichtliche Verlauf, in welchem die Schweizer dem Fußvolk seine alte längst vergessene Würde wieder erkämpften. In den Alpen, um den Vierwaldstättersee in den Gebirgsthälern, wo eine große Pferdezucht nicht möglich war und wo eine Anzahl Bauerngemeinden, keinem Adel unterworfen, sich die Reichsfreiheit bewahrt hatte, entstand dieses Fußvolk; im dem Kampfe gegen das Haus Osterreich zog es zuerst die Aufmerksamkeit seiner nächsten Nachbarn auf sich. Die schweizerischen Städte suchten das Bündniß mit den Bauern. In dieses brachten die Städter die höhere Intelligenz mit, die Landleute aber etwas, was noch mehr werth war, nämlich eine glückliche Unbekanntschaft mit dem Europa beherrschenden Vorurtheil, als könne nur der Reitersmann ein Krieger sein. Die Städte ermunthigten sich an dem Beispiel, welches die Landleute ihnen gaben, ihre Verbindung mit den Waldstädten brachte sie auch dem Landvolke ihrer eignen Gebiete näher, als es ohne dies wahrscheinlich der Fall gewesen wäre. Man tauschte aus und theilte einander mit, was man Gutes und Nütliches hatte. Die Eidgenossenschaft der Städte und Landleute kam allmählig durch Erweiterung in einen territorialen Zusammenhang, wie er anderen, bloßen Städtebündnissen nicht eigen war, und in demselben erwuchs das schweizerische Fußvolk zu Einheit und Kraft. So erwachsen fand es bereits Karl der Kühne vor, als er den Streit mit den Schweizern muthwillig suchte, und im Erwachsen, so zu sagen in den Flegeljahre, hatte es bereits bei St. Jakob an der Aare früher, 1444, Ludwig der Erste kennen und achten gelernt. Mit dem Burgunderkriege traten die Schweizer

mitten auf die Kampfplätze, auf welchen die damaligen europäischen großen Fragen entschieden wurden. Ihre Lust an Geld- und Ländergewinn wurde von den Nachbarn, namentlich von Frankreich genährt. Die erwachsende Monarchie erkannte, daß sie sich von der immer unzuverlässigeren Hilfe der Lehnritterschaft unabhängig machen und auf die billigste Weise ihre Pläne verfolgen könne, wenn sie sich ein Fußvolk schaffe, welches nun bewiesen habe, daß es vor der Reiterei sich nicht zu fürchten brauche. Theils wurden Schweizer in Sold genommen, theils schuf man sich nach ihrem Muster, wo das Material dazu vorhanden war, ein eignes nationales Fußvolk. Frankreich vermochte dies am wenigsten und blieb lange Zeit am meisten auf den Gebrauch fremder Söldner beschränkt.“

Die Schweizer und die Deutschen gaben in den spätern Jahrzehnten durch ihre Bewaffnung und Eintheilung die Regel für die gesammte europäische Infanterie. „Von den blanken Waffen gewinnt die Pike entschieden die Oberherrschaft über die Hellebarde und sonstige kurze Waffen. Die Pike wird beständig verlängert, bis sie schon im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts ihr Grenzmaß erreicht hat, auf welchem sie nun stehen bleibt. Der Degen wird steigend länger und wird neben allen Wehren, sowol den blanken, als den Fernwaffen geführt. Die Fernwaffen, anfänglich noch Armbrust und Feuerrohr, werden bei den Culturvölkern des Continents gleichfalls schon im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts ausschließlich Feuer- gewehre. Dieselben nehmen im Verhältniß zu den blanken Waffen während der Religionskriege im steigenden Maße zu, bis am Ende des Jahrhunderts sich eine Reaction dagegen zeigt, welche der Pike wieder ihre Rechte geben will und dies nicht ohne Erfolg. Innerhalb der Classe der Feuer- gewehre erheben sich verschiedene Gattungen von leichterem oder größerem Kaliber. Die Tendenz geht dahin, das leichtere Kaliber ganz abzuschaffen und das größere zur Alleinherrschaft zu bringen. In den Schuwaffen endlich zeigt sich ein Schwanken; um sich gegen die Wirkungen des Feuer- gewehrs sicherer zu stellen, strebt man dahin, die Pikeniere möglichst vollständig mit möglichst vollkommenen Schuwaffen zu versehen; die Musketierte dagegen, oder allgemein die Schützen, entledigen sich derselben immer mehr.“

Noch in dem Heere, welches Renat von Lothringen zur Schlacht von Nancy führte und welches aus Schweizern und deutschen Völkern bestand, ist das Verhältniß der Hellebarden zu den Spießern ein sehr großes. Dürfen wir nach dem Verhältnisse in dem Gewalthausen schließen, welches uns überliefert ist, so wäre die Anzahl der Hellebarden des Heeres der Anzahl der Spieße ungefähr gleichzusetzen. Dies änderte sich nun. Bei den Schweizern gelangte, je größere Heere sie ins Feld stellten und je mehr sie mit andern Nationen zusammen stießen, desto mehr die Führung zur Gel-

tung. Die Führer aber wollten Einheit der Bewaffnung und da schien nun der Spieß entschieden der Hellebarde oder sonstigen kurzen Waffen vorzuziehen, insbesondere, wenn man sich vorstellte, daß man als Hauptfeind eine tüchtige Reiterei zu bekämpfen haben werde. Die Hellebarde ist ferner keine Waffe für den geschlossenen Haufen, der persönliche feste Muth der Einzelnen muß das Beste bei ihr thun und die Führung muß also die Einzelnen, wenn die Hellebarde wirksam sein soll, mehr oder minder aus der Hand geben; das aber will die Führung nicht, sie strebt nach mechanischer Einwirkung auf die Truppe, die sie als ein Werkzeug betrachtet, mit dem sie handeln soll. Die schweizerischen Führer also arbeiteten an der Abschaffung oder wenigstens an der Verminderung der Zahl der Hellebarden. Sie stießen dabei auf vielen Widerstand bei den gemeinen Soldaten, bei dem Volke, welches diese Waffe liebte, einestheils wol, weil sie seinem festen trotzigen Sinn entsprach, anderntheils aber auch wegen ihrer Leichtigkeit und Handlichkeit, weil sie auf dem Marsche nicht so lästig war als der Spieß. Die obrigkeitlichen Verordnungen, welche auf Verminderung der Hellebarden hinzielten, drangen daher nur sehr allmählig durch. Am schnellsten machte sich die Sache noch bei einem Corps, welches auf gute Bedingungen, von wegen der Eidgenossenschaft und auf längere Zeit in fremden Sold gestellt wurde, also namentlich bei den 6000 Schweizern in französischem Dienste; hier ging alles regelmäßiger zu, als in anderen Fällen und die Führung hatte an und für sich hier einen erheblichen Einfluß. So kam denn in dem Corps der 6000 Schweizer, welche Karl VIII. 1494 nach Italien führte, auf 3 Glieder Spieße nur 1 Glied Hellebardiere. Dasselbe Verhältnis scheint auch noch durch das ganze erste Viertel des 16. Jahrhunderts bestanden zu haben. Schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wollte man von Hellebardieren theilweis gar nichts wissen und Wallhausen rechnet sie Anfangs des 17. Jahrhunderts gradezu zu denjenigen Truppen, „welche im Feld nicht viel Nutz schaffen können.“

Die Spieße der Schweizer Karls VIII. im Jahre 1495 waren nur 10 Fuß lang, aber stark und von eschenem Holz, was von denen anderer Nationen nicht gesagt werden konnte. Aber bald suchte man nun es einander in der Länge der Spieße zuvorzuthun und dadurch einen Vortheil gegen den Feind mit seinen kürzeren Waffen zu erlangen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Italiener zu dieser Wettjagd den Anstoß gaben. In dem Streite der Orsini mit dem Papste im Jahre 1494 wurden die päpstlichen Truppen bei Vaceano von denen der Orsini geschlagen und den Ruhm des Sieges schrieb man vornehmlich dem Vitellozzo zu, welcher seine Truppen nach dem Muster der Schweizer und Landsknechte exercirt und sie mit Spießern versehen hatte, welche um zwei Fuß länger waren, als die bis dahin gebräuchlichen.

So hatten seine Leute den Vortheil, daß sie beim Zusammenstoße den Feind beschädigen konnten, ehe sie selbst noch beschädigt wurden. Der Sieg aber erschien um so rühmlicher, da in den Reihen der Feinde auch 800 Deutsche gekämpft hatten, seit 1495 der Schrecken und Popanz der italienischen Infanterie.

Zur Zeit, da Macchiavell seine sieben Bücher vom Kriege schrieb, war der Speiß bereits auf 18 Fuß oder 9 Ellen Länge angewachsen. Darüber hinaus kam man dann nicht, obwol man nicht geringe Lust dazu hatte; diese Länge des Speißes erhielt sich bis in das 17. Jahrhundert hinein; man verlangte, daß derselbe eine gute Spitze habe, wo möglich von Eschenholz, nicht allzukünn und an der Spitze auf 4 bis 5 Spannen Länge mit eisernen Schienen beschlagen sei.

Die Spanier, als sie nach Italien hinüberkamen, führten noch ziemlich dünne und kurze Piken, die sogenannten Giannetten, welcher sich auch die leichte Reiterei der Spanier, wenigstens in frühern Zeiten, bediente. Noch bis 1512 führte dieselbe davon den Namen der Giannettaren. Obgleich nun die spanische Infanterie bei ihrer Gewandtheit und Behendigkeit bei dieser Bewaffnung gegen die langen Piken ihrer Feinde nicht allzuschlecht weglam, entledigte doch auch sie sich bald der Giannetten und nahm die längern Speiße an; doch übertrieben die Spanier die Länge der Piken nie und gaben den ersten Anstoß, dieselbe wiederum zu ermäßigen.

Die Degen wurden von allen Waffengattungen des Fußvolkes geführt, wie wir es schon erwähnten. Diejenigen der deutschen und schweizerischen Knechte und insbesondere der Pikeniere waren kurz und eher stumpf als spiz, weil sich dieselben wesentlich auf ihre Speiße verließen; anders bei den Spaniern, die sehr bedeutend auf den Degen rechneten und neben dem langen Degen dann noch für das allerdichteste Handgemenge Dolche führten. Das Beispiel der Spanier fand wenigstens in Bezug auf die Verlängerung der Degen Nachahmung, insbesondere ward dies auch dadurch begünstigt, daß die mit Feuergewehren bewaffneten Schützen sich immer vermehrten und daß diese einer guten und handlichen blanken Waffe, die sie jedoch im Gebrauch des Feuergewehrs nicht hinderte, nicht entbehren konnten. Der Degen sollte nicht zu lang sein, namentlich um den Musketieren im Läufen beim Scharmütziren nicht störend zu werden, indessen fand man immerhin eine Länge von drei Fuß statt.

Man trifft zu Anfang des 16. Jahrhunderts fast keinen Schriftsteller, der nicht mit wahrem Abscheu von der Erfindung des Feuergewehrs redete; dies hinderte aber gar nicht, daß sich alles diese Pest und ihre Vortheile anzueignen suchte, sobald sich dieselbe nutzbar entwickelt hatte, sobald man aufhörte, das Feuergewehr geradezu zu verachten, wie Macchiavell das selbst noch in einem hohen Grade that.

Obgleich das schwere Geschütz viel früher, wenigstens an einzelnen Orten, für die Verwendung im freien Felde brauchbar gemacht ward, als das kleine Gewehr, so entwickelte sich dies und sein Gebrauch doch viel stetiger, als jener des schweren Geschützes und machte nicht so viele Rückschritte und Pausen als dieser. Schon darum ward es in seinen Anfängen für die Geschichte des Kriegswesens wichtiger als das schwere Geschütz.

Den ersten Anfsatz zu dem kleinen Gewehr können wir in jenen Handläufen (canons à main) erblicken, welche um die Mitte des 13. Jahrhunderts bestimmt schon im Gebrauch waren. Sie verdienen indessen ihren Namen mit sehr geringem Rechte; sie waren aus Eisen und 40 bis 60 Pfund schwer, konnten also von einem Manne nicht regiert werden. Sie bestanden aus zwei Stücken, der Kammer und dem Laufe, welche voneinander getrennt wurden, um zu laden und welche man durch einen Mechanismus irgend einer Art wieder solid miteinander verband, um zu schießen. Zu ihrem Gebrauch war ein Gestell notwendig und dies durfte keineswegs unsolid sein. Solcher Art waren, wie wir annehmen können, die „Kanonen“, deren in der Schlacht von Brügge 1382 die Genter 300 hatten, und die sie auf ihren Walkerkaren mit sich führten, welche hier zugleich die Stelle der Lafette oder des Gestells vertraten.

Die Arkebusen, welche von 1364 ab aus einem Stück geschmiedet wurden, konnten zwar von einem Manne regiert werden, waren aber äußerst kurz, hatten nur etwa  $1\frac{1}{2}$  Fuß Lauflänge; ihre Schussweite war daher sehr gering und der Schuß unsicher. Gleichzeitig wurden sogenannte Coulevrinen aus Bronze gegossen, deren kleinste Art von einem Manne zu handhaben, 22 bis 25 Pfund schwer war und Bleifugeln schoss. Die größeren Arten waren wirkliche Kanonen; eine Mittelsorte versah man unterhalb mit einem Haken oder Anfsatz, um den sehr beträchtlichen Rückstoß zu mindern, indem man sie mit diesem an irgend ein festes Hinderniß stützte. Diese Hakenslangen waren, wie sich von selbst versteht, nur in festen Positionen, Verschanzungen u. s. w. zu gebrauchen.

Endlich wurden nun zu Anfang des 15. Jahrhunderts auch leichte Läufe aus Eisen von größerer Länge als die ursprünglichen Arkebusen, nämlich von 3 bis 4 Fuß, aus einem Stücke geschmiedet und mit Schäften versehen. Dies waren die eigentlichen Handrohre, sie sind das erste Kleingewehr, welches seinen Namen verdient. Sie schossen Bleifugeln, 16 bis 20 auf's Pfund, und wogen dabei nur 10 bis 12 Pfund. Es sind dieselben „Coulevrinen“, von denen Comines den Eidgenossen bei Murten 10,000 Stück gibt. Entsprechend den Hakenslangen von Bronze schmiedete man jetzt aber auch Läufe von größerem Kaliber, 10 bis 12 Kugeln auf das Pfund Blei und bis 40 Pfund schwer. Diese waren, wie die Hakenslangen, mit einem

Anfaß unterhalb versehen und wie diese auch nur in festen Positionen zu gebrauchen.

Die Handrohre thaten nur geringe Wirkung. Es ward nach einem Gewehre größeren Kalibers gesucht, welches indessen ohne den Haken, also im freien Felde, zu gebrauchen wäre. Man fand diese Waffe in dem sogenannten Petrinale oder der Brustbüchse. Diese wurde sowol von Infanterie als von Cavalerie gebraucht; der Kolben war geißfußartig ausgeschnitten und ward mit diesem Ausschnitt bei der Cavalerie auf den Sattel, bei der Infanterie gegen die rechte Brust gestemmt. Der heftige Rückstoß machte aber dabei nothwendig, daß der Schütze wenigstens einen Brustharnisch trug. Die Petrinale der Reiterei waren etwa  $2\frac{1}{4}$  Fuß lang, diejenigen des Fußvolkes  $\frac{1}{4}$  Fuß und letztere 13 bis 16 Pfund schwer, wobei sie 12, auch 10 Kugeln aufs Pfund schossen. Diese Waffe kam nie in allgemeinen Gebrauch und ward, wie man sich denken kann, sehr bald gänzlich wieder verdrängt; wir finden aber doch noch eine Erinnerung an sie im Jahre 1560 und später, zu welcher Zeit sie noch bei den Bandouliers, auch Petrinale genannt, im Gebrauche waren, Pyrenäenbewohnern, welche während der französischen Religionskriege auf dem Kriegstheater der Gascogne im Dienste sowol der protestantischen als der katholischen Partei mehrfach erwähnt werden.

Die Zündung der Ladung aller dieser Handfeuerwaffen geschah mittelst des Luntenschlosses, welches schon zu Ende des 14. Jahrhunderts erfunden und im Gebrauch war. Das Luntenschloß (Serpentin) besteht in einem drehbaren Hahn, in dessen Maul ein Stück Lunte geklemmt wird; nachdem dasselbe am einen Ende angezündet und das Zündloch aufgedeckt ist, wird durch einen Druck am Abzuge die brennende Lunte auf das Zündloch gebracht. Die Nachtheile des Luntenschlosses machten sich bald fühlbar: die Nothwendigkeit, stets brennende Lunte mitzuführen, die bösen Zufälle, welche dadurch veranlaßt werden konnten, der Umstand, daß geheime Unternehmungen zur Nachtzeit dadurch fast unmöglich gemacht wurden, der nicht abzuwendende Einfluß des Regens.

Um diesen Nachtheilen abzuhelpen, erfand man das Radschloß (platine à rouet). Es erblickte zu Nürnberg, wahrscheinlich schon im Jahre 1517, das Licht der Welt. Es bestand in einem durch eine Feder gespannten Rade, welches durch den Abzug in eine rasch drehende Bewegung versetzt wird und dabei gegen eine Stahlplatte schlägt, von dieser glühende Theilchen abreißt, die nun auf die Pfanne fallen und so die Ladung entzünden. Der Mechanismus schien aber allzu complicirt, als daß diese neue Erfindung zu einer allgemeinen Einführung hätte gelangen können. Das Radschloß ward nur bei Luxuswaffen, theilweise bei der Reiterei und bei den Pistollern des Fußvolkes eingeführt; das Luntenschloß behauptete sich nicht bloß das ganze 16. Jahrhundert hin-

durch, sondern noch länger. Einigen Nachtheilen desselben ward durch die Erfindung des Luntenerbergers abgeholfen, welcher während des niederländischen Befreiungskrieges in Gebrauch kam und im Anfange des 17. Jahrhunderts allgemein eingeführt ward; er besteht in einer blechernen Röhre von 1 Fuß Länge, so weit, daß die Lunte bequem hindurchgezogen werden kann, und ringsum mit kleinen Löchern versehen, damit die Lunte Luft hat und nicht verlöscht.

Die gewöhnlichen Handrohre befriedigten keineswegs, die Engländer machten noch Anfangs des 16. Jahrhunderts gar keinen Gebrauch davon und gaben dem Bogen den Vorzug. Nun aber ward die Gabelarkebuse erfunden, welche späterhin den Namen der Muskete erhielt. Seitdem verschwinden die Armbrüste und Bogen gänzlich, und wie es von Anbeginn die Tendenz der Handrohre gewesen war, die Armbrust und den Bogen zu verdrängen, so ward es nun die Tendenz der Muskete, das Handrohr zu verdrängen. Zuerst soll die Muskete im Jahre 1521 zur Anwendung gekommen sein: als Lautrec mit dem französischen Heere das kaiserliche veranlaßte, die Belagerung von Parma aufzuheben, sich dann aber, nachdem er die Stadt verproviantirt hatte, an den Taro zurückzog und dort Stellung nahm, während ihm gegenüber die Kaiserlichen die Enza vor ihr Lager nahmen. Lange Zeit blieben hier die beiden Heere einander gegenüberstehen, ohne etwas Ernstliches zu versuchen. Dagegen scharmuzirten beständig kleine Abtheilungen derselben miteinander. Diese Schießereien aus der Ferne, oft aus Positionen, brachten die Muskete in Aufnahme. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man sich anfangs lediglich einiger jener schweren Handrohre, welche mit einem Haken versehen waren, und welche wir oben mit den Hafenschlangen ungefähr auf eine Stufe stellten, statt der Musketen und als solcher bediente, indem man sie auf eine Gabel legte und daß von jetzt ab erst besondere Musketenrohre geschmiedet wurden.

Die Musketen unterschieden sich von den Handrohren erstens durch das größere Kaliber, zweitens durch die größere Länge und drittens dadurch, daß man sie zum Abfeuern auf eine Gabel (fourchette, fourquette) legte. Wallhausen gibt die Gesammtlänge, Kolben eingerechnet, für das Handrohr auf 5, für die Muskete auf 6 Fuß an. Das Kaliber wählte man anfangs von 8 Kugeln aufs Pfund, während des niederländischen Befreiungskrieges aber wurde dasselbe von Niederländern und Spaniern zuerst, späterhin auch von andern Nationen verringert, auf 10 Kugeln aufs Pfund. Die Gabel, deren Länge man nach der Größe des Mannes bestimmte, durchschnittlich 4 bis 4½ Fuß, war unten mit einem spitzigen Schuh versehen, um sie bequem etwas in den Boden stoßen zu können. Während des Ladens hing sie der Musketier mittelst einer oben an ihr befestigten Bandschleife über das linke Handgelenk;

zum Abfeuern ward die Gabel, gegen den Mann geneigt, etwas vor dem Schlosse unter den Schaft gestützt und mit der linken Hand festgehalten. Die Verbreitung der Musketen war keineswegs eine ungemein rasche. Bei den Spaniern gewannen sie zuerst schnell Eingang. Die spanischen Musketiery, obgleich noch immer Arkebustiere genannt, zeichneten sich, wie es scheint, schon an der Bicocca 1522, sicherlich aber bei Pavia 1525 aus. Dagegen waren unter den 1500 Schützen, die sich bei dem 12,000 Mann starken Haufen befanden, welchen George von Frundsberg 1526 nach Italien hinabführte, noch gar keine Musketiery, alle hatten Handrohre leichten Kalibers. Bei den Franzosen waren die Musketen noch in der Mitte des 16. Jahrhunderts etwas Neues. Im Jahre 1552 hatte der Marschall von Brissac auf den Rath Montlues 400 Arkebusen machen lassen von einem Kaliber, welches 300 bis 400 Schritt weit trug, also Musketen. Davon wurden 20 auf jede Compagnie vertheilt und die Leute, welche sie erhielten, bekamen erhöhten Sold. Dasselbe Verfahren ward bei den Deutschen und den Spaniern beobachtet. Als Alba 1567 aus Italien nach den Niederlanden zog, sorgte er dafür, daß bei jedem Fähnlein sich 15 Musketiery befanden, die nicht bloß einen beträchtlich erhöhten Monatsold bezogen, sondern deren jedem auch ein Junge gehalten ward, der ihm auf dem Marsche die Muskete trug. Erst nachdem während der niederländischen Kriege das Kaliber der Muskete, wie oben erwähnt, verringert war, so daß sie nun einem Manne mittlerer Stärke handgerecht war, obgleich sie einschließlic der Gabel immer noch 16 bis 17 Pfund wog, verschwand das Handrohr im Wesentlichen ganz; man gestattete es zu Anfang des 17. Jahrhunderts nur noch den jungen Rekruten, hielt aber auch bei diesen darauf, daß sie die Gabel gebrauchten, damit sie sich allmählig an dieselbe gewöhnen und sich so auf den Gebrauch der Muskete vorbereiten möchten.

Die Bezeichnung Muskete (moschetto) ward erst nach der Mitte des 16. Jahrhunderts gebräuchlicher. In den Benennungen der verschiedenen Waffen herrscht überhaupt noch das ganze Jahrhundert hindurch eine ziemlich bedeutende Verwirrung.

### Die achte Gruppe auf der Schloßbrücke in Berlin.

Nach einem Zwischenraum von mehren Jahren ist endlich in diesen Tagen die Aufstellung der achten und letzten der für die Schloßbrücke bestimmten Gruppen erfolgt. Sie stellt den im Kampfe gefallenen Krieger dar, oder vielmehr den fallenden, denn der zum Tode verwundete wird im Falle aufgehallen durch — einen Engel mit dem Palmenzweige. Diese Erscheinung hat in der letzten Gruppe die